Grosse Hoffnung, kläglich gescheitert

Die «Salle Modulable» in Luzern hätte nach dem KKL der zweite kulturelle Leuchtturm der Stadt am Vierwaldstättersee werden sollen. Doch das Projekt hat Schiffbruch erlitten. Chronik eines Debakels. **Von Manfred Papst**

Gewaltig ist die Euphorie, als Michael Haefliger als Intendant des Lucerne Festival am 29. August 2007 bekanntgibt, dass die Stadt neben dem KKL einen zweiten Konzertsaal mit bis zu 1000 Plätzen bekommen solle, eine «Salle Modulable». Die Idee geht auf den Komponisten und Dirigenten Pierre Boulez zurück, der das Projekt ursprünglich mit dem Regisseur Patrice Chéreau im Gebäude der Opéra Bastille in Paris ansiedeln wollte. Es wurde dort jedoch aus finanziellen Gründen nie realisiert.

In Luzern scheinen die Zeichen günstiger zu stehen: Haefliger kann nicht nur eine zukunftsweisende Idee präsentieren, sondern auch auf einen ungenannt bleiben wollenden Mäzen verweisen, der zugesichert hat, den Bau mit rund 100 Millionen Franken zu unterstützen. Es soll ein Gebäude entstehen, dessen Räume in Grösse und Ausstattung mithilfe hydraulischer Technik verändert werden können, sodass sie als Spielstätten für Opern und Operetten, aber auch für experimentelle Musik mit ihrer Verräumlichung des Klangs und für Kammermusik verwendbar sind. Sowohl der Bühnen- als auch der Publikumsbereich sollen umfassend modulierbar sein.

Ausbildung und Praxis

Michael Haefliger hat das Lucerne Festival seit seinem Amtsantritt am 1. Januar 1999 wesentlich ausgebaut und als Ort für Gastspiele von Spitzenorchestern aus aller Welt etabliert; was ihm noch fehlt, um in der Liga von Bayreuth und Salzburg mitzutun, ist eine Spielstätte für szenische Werke. Und er denkt sogar noch weiter: Durch die Vereinigung der «Salle Modulable» mit der Musikhochschule Luzern will er einen Campus etablieren, in dem Ausbildung und Praxis vereint sind.

Im Weiteren kommt auch das Luzerner Theater ins Spiel, dessen Stammhaus an der Reuss seit langem als zu eng, als technisch ungenügend und zudem als dringend sanierungsbedürftig gilt. Dominique Mentha, von 2004 bis 2016 Direktor des Luzerner Theaters, spricht 2009 von der «grössten Chance seines Lebens». Auch Numa Bischof, Intendant des Luzerner Sinfonieorchesters, stimmt in die Euphorie ein.

Ziemlich genau neun Jahre nach der ersten Ankündigung des Projekts stehen die Initianten vor einem Scherbenhaufen. Der Luzerner Kantonsrat hat am 12. September 2016 einen Planungskredit für das neue Musiktheater mit 62 zu 51 Stimmen abgelehnt. Das bedeutet den Todesstoss für ein Vorhaben, um das Haefliger neun Jahre lang gerungen hat, zusammen mit Mitstreitern wie Hubert Achermann als Präsident der Stiftung Salle Modulable sowie dem Luzerner Privatbankier Karl Reichmuth mit seiner Rütli-Stiftung, der schon wesentlich bei der Geldsuche fürs KKL mitgeholfen hatte. Die weiteren Abstimmungen – im Stadtparlament und an der Urne – werden nun gar nicht mehr durchgeführt. Michael Haefliger, der die Debatte und die anschliessende Abstimmung auf der Tribüne des Kantonsratssaales mitverfolgt hat, zeigt sich entsetzt über das Abstimmungsergebnis, zumal in der Diskussion 22 von 36 Rednern für das Projekt votiert hatten. Doch am Ende stimmen lediglich Mehrheiten von CVP, FDP und den Grünliberalen für das Musiktheater, SP, SVP und Grüne votieren mehrheitlich dagegen. Was ist da passiert, wo sind die sprichwörtliche barocke Grosszügigkeit und katholische Fröhlichkeit der Luzerner geblieben?

Ganz überraschend kann das unrühmliche Ende des hochfliegenden Projekts indes auch für Haefliger nicht gekommen sein. Von Anfang an war es mit Problemen behaftet. Der Enthusiasmus von 2007 war rasch verflogen. Die Standortwahl zog sich in die Länge. Nicht weniger als 19 Varianten wurden anfangs erwogen, näher geprüft wurden dann der Parkplatz beim Seebad Lido auf der gegenüberliegenden Seeseite, die Halbinsel Tribschen und das in der Nähe des KKL gelegene Inseli, das schliesslich den Vorzug erhielt, nachdem die Projektierungsgesellschaft unter dem Präsidium von Franz Steinegger 2010 noch den Standort Lido favorisiert hatte.

Es gelingt nicht, das Projekt politisch breit abzustützen und Stadtparlament sowie Regierung einzubinden. Schon Ende 2009 zeigen sich erste Ermüdungserscheinungen. Es fehlt eine charismatische Figur wie Thomas Held, der seinerzeit zusammen mit dem Stadtpräsidenten Franz Kurzmeyer mitgeholfen hatte, den Bau des Kultur- und Kongresszentrums, das 1998 eröffnet wurde, durchzusetzen. Und bei aller Freude über die Grosszügigkeit des Mäzens: Niemand kann die Frage beantworten, wie denn die auf 37 bis 42 Millionen Franken geschätzten Betriebskosten des neuen Hauses (bei Einnahmen von 10 Millionen Franken) gedeckt werden sollen.

Was ist da passiert, wo sind die sprichwörtliche barocke Grosszügigkeit und katholische Fröhlichkeit der Luzerner geblieben?

Trust auf Bermuda

Ende 2009 bringt die kulturpolitische Debatte im Luzerner Stadtrat neben vager Sympathie für das Projekt auch handfeste Zweifel ans Licht, und widersprüchliche Ideen schiessen ins Kraut. So schlägt der Stadtrat aus Spargründen vor, dass das Luzerner Theater bei einer Verlagerung in die Salle Modulable auf die Sparten Schauspiel und Tanz verzichten solle. Dass das einzige professionelle Dreispartenhaus der Zentralschweiz aus finanziellem Kalkül geopfert werden und dafür die freie Theaterszene mit vagen Versprechungen geködert werden solle, führt zu einer Protestwelle in der Stadt.

In die vorerst grösste Krise ihrer Geschichte gerät die Salle Modulable im Herbst 2010. Am 3. August ist der Mäzen verstorben, dessen Name allmählich durchsickert: Es handelt sich um Christof Engelhorn, den Spross einer deutschen Unternehmerfamilie, die im Pharmabereich tätig war und 1997 die Firma Boehringer Mannheim an Hoffmann-La Roche verkaufte.

Im Oktober 2010 wird bekannt, dass die Erben des verstorbenen Mäzens sich von dem Projekt zurückgezogen haben. Sie machen geltend, dass der Schriftverkehr Engelhorns mit den Initianten den Charakter von Absichtserklärungen habe und nicht vertraglich bindend sei. Begründet wird der Ausstieg weiterhin damit, dass die Initianten sich nicht an vereinbarte Fristen gehalten hätten, dass der Standort des Musiktheaters weiterhin unklar sei, Kostenüberschreitungen absehbar seien und weder eine Machbarkeitsstudie noch ein Betriebskonzept vorlägen, obwohl die Gönnerschaft – formell ein Trust mit Sitz auf Bermuda, in dem sich das Engelhorn-Vermögen befindet – in den drei Jahren seit dem Kick-off nach eigenen Angaben bereits 5,75 Millionen Franken in das Projekt investiert hat.

Vertreter des Projekts bezweifeln die Lauterkeit der Argumente auf Seiten der Erben und vermuten andere Motive. Auch machen sie geltend, dass die Rückzugserklärung den Willen des Stifters missachte und dass

Schlüsseljahre

2007

Michael Haefliger kündigt das Projekt «Salle Modulable» an. Ein Gönner will es mit 100 Millionen Franken fördern.

2010

Die Erben Christoph Engelhorns ziehen dessen Zusage zurück. 2014 spricht ein Gericht auf Bermuda die Summe den Initianten zu.

2016

Der Kantonsrat lehnt einen Beitrag von 7 Millionen Franken an das Projekt ab. Für die Salle Modulable bedeutet dies das Ende.

Die Computersimulation der Salle Modulable zeigt eine

Auf dem Inseli unweit des Kultur- und Kongresszentru

Ein Western…

Fortsetzung von Seite 61

Helden, der oft im Titel stand: Rocky, Rambo, Terminator oder Mad Max zum Beispiel. Die Blockbuster der Obama-Ära, in welcher der erste schwarze Präsident der USA gerne das «wir» betonte, leben hingegen von Ensembles und Titelhelden im Plural: «The Avengers», «X-Men» und «Guardians of the Galaxy» etwa. Sie bereiten nicht nur den Marketing-Abteilungen der Studios Kopfschmerzen (wen soll man gross auf dem Poster zeigen?), sondern fordern auch die Oscar-Academy heraus: Wer ist bei Filmen wie «The Magnificent Seven» eigentlich der Hauptdarsteller, wer der Nebendarsteller?

Der Aufstieg der Superhelden rührt unter anderem daher, dass Hollywood dem Kinopublikum mehr bieten will als Fernsehserien: mehr Figuren, mehr Stars, mehr Action. Das hat nicht nur dazu geführt, dass die Filme länger werden (die meisten Blockbuster dauern heute weit über 2 Stunden), sie sind auch ethnisch vielfältiger als früher. Eine Analyse der Firma Graphiq hat gezeigt, dass Superhelden-Filme als Katalysator für Diversität in Hollywood fungieren. Bei «Suicide Squad» etwa wurden 42 Prozent aller Rollen Vertretern ethnischer Minderheiten anvertraut. Ähnlich wie die mittelalterliche Fantasy-Literatur eines Ariosto («Orlando Furioso») leben Superhelden-Filme von Figuren, die unterschiedlich aussehen und unterschiedliche Talente haben. Fuqua hat dem Rechnung getragen, indem er seine Glorreichen Sieben aus einem Schwarzen, einem Mexikaner, einem Asiaten, einem Indianer und «nur» drei Weissen zusammenstellte. Damit verleiht er seinem Multikulti-Western eine politische Dimension, die heute, da Präsidentschaftskandidat Trump gegen Nicht-Weisse vom Leder zieht, brisant ist: Wenn wir Minoritäten integrieren und alle zusammenhalten, sind wir stärker. Bei der Weltpremiere in Toronto erklärten Regisseur und Hauptdarsteller allerdings, ihr Western sei kein Plädoyer für mehr Diversität. Sie hätten bloss einen Film machen wollen, der den Geldgebern einen Profit beschere. Oder in den Worten von Ethan Hawke: «Jedermann wird für Vielfalt sein, wenn man damit tonnenweise Geld verdienen kann.»

Es braucht also keine Quoten für Minderheiten, wie viele glauben, der freie Markt regelt im Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage die Verhältnisse von alleine. Bei der Besetzung des über 100 Millionen Dollar teuren «The Magnificent Seven» spielte monetäres Kalkül jedenfalls eine zentrale Rolle: Mit Denzel Washington will das Studio MGM in den USA die wenig Western-affinen Afroamerikaner ansprechen, der aus mexikanischen Telenovelas bekannte Manuel Garcia-Rulfo dient in Lateinamerika als Publikumsmagnet, und der südkoreanische Star Byung-hun Lee fungiert in den asiatischen Boom-Märkten als Aushängeschild.

Und die Frauen? Sie gehören nicht in die Riege der Glorreichen Sieben. Noch nicht. Immerhin, die Entscheidung im neuen, soliden «The Magnificent Seven» führt eine Frau herbei, die – ein dramaturgischer Murks – am Ende aus dem Off die Moral verkünden darf. Wetten, dass schon bald ein Western kommt, in dem Frauen am Schiesseisen Männer das Fürchten lehren?

Yul Brynner (2. v. r.) war im Film von 1960 der grösste Star im Ensemble.

«The Magnificent Seven» läuft ab 22. 9. im Kino. Der gleichnamige Western von John Sturges von 1960 ist u. a. bei Netflix, iTunes und Swisscom TV zu sehen.